

Die Dritte Front

Grüne Hefte
zur Europäischen Politik

Herausgegeben von

Dr. Otto Strasser

Nach Schachts
Entmachtung

Anti-Komintern-Pakt
als Tarnung

Geständnisse eines Gestapo-Mörders

Münzenberg
wird abgehängt

Englische Stimme
zur „Dritten Front“



3 K^ö - 0.60 ZL.

60 gr. - 13 Lei

Heft 7

15. November 1937

Geständnisse eines Gestapo-Mörders

Ein grauenvoller Tatsachenbericht aus dem Hitlersystem.

»Die Deutsche Revolution« hatte in ihrer Nummer 10 vom Juni 1937 den Bericht eines geheimen Parteiausschusses zur Untersuchung der Ermordung Gregor Strassers veröffentlicht.

Unter den darin genannten Mitgliedern des Mordkommandos vom 30. Juni 1934 befand sich auch ein gewisser Erasmus Reichel, ehemals von der SS-Standarte Wien.

Durch einen jener seltsamen Umstände, die eine oberflächliche Betrachtung »Zufall« nennt, kamen wir wenige Wochen später in den Besitz der Tagebuchaufzeichnungen dieses Erasmus Reichel, in denen sich eine bedrängte Seele durch rückhaltlose Bekenntnisse Erleichterung zu schaffen versucht.

Nur mit tiefster Erschütterung vermag man dieses document humain zu lesen, das in grauenvoller Eindringlichkeit die Fratze des Hitlersystems enthüllt, seine seelenmordende Agentur blosslegt und eine einzige, gewaltige Anklage darstellt, die weit über den Einzelfall hinaus Geltung hat.

Denn das Erschütternde, das Anklagende, das Grauenvolle dieses Berichtes ist gerade die Tatsache, dass es sich hier nicht um einen Einzelfall handelt, sondern um ein diabolisches System, das mit Überlegung und Vorsatz, mit maschinenmässiger Exaktheit handelt, so handelt, wie es diese »Beichte eines Mörders« erkennen lässt.

Das mildert nicht den Abscheu vor den Taten dieses Gestapo-Mörders selbst; aber es bildet eine gewisse Erklärung, für ihn —

und es erhöht die Verantwortung der Führer des Hitlersystems, die wir vor Gott und der Geschichte festhalten —

wie nicht minder die Verpflichtung aller anständigen Deutschen, mit allen Kräften gegen ein solches System der Niedertracht und des Mordes anzukämpfen.
Die Schriftleitung.

Ich bin am 6. 3. 1912 in Salzburg als Sohn des Rittergutsbesitzers C. A. Reichel geboren und verlebte dort die ersten Jahre meiner Kindheit, die für mich immer mit den Gedanken an den Kanonendonner der Isonzoschlacht und nächtlichen Fliegeralarm verbunden bleiben.

Im Jahre 1917 siedelten wir nach dem Gut Edelfhof im Kremstal an der Pyhrnbahnstrecke über. Hier verbrachte ich eine sorgenlose Zeit, unbeschwert, naturgebunden und unbewusst des gewaltigen Geschehens dieser Jahre. Die Volksschule besuchte ich nicht, sondern erhielt Privatunterricht und hatte einen Erzieher, der mich auch für die ersten Jahre des Gymnasiums vorbereitete.

Im Februar des Jahres 1925 kam ich familientraditionsgemäss an das Benediktinergymnasium Kremsmünster, das kaum eine Bahnstunde von unserem Wohnsitz entfernt lag. Ich verliess also das Elternhaus, als ich 13 Jahre alt war.

Durch meine ganze vorherige Erziehung — weder religiös noch politisch irgendwie beeinflusst — verlebte ich dort die ersten Jahre in der Ruhe und Strenge des Klosters und im Freundeskreis meiner meist dem österreichischen Adel angehörenden Schulkameraden. — Ich hatte mir nie Gedanken darüber gemacht, daß ich Deutscher sei. Nationalbewusstsein und Nationalstolz hatte ich bis dahin nie gekannt und auch der Geschichtsunterricht hatte nichts in mir zu wecken vermocht, da die Unterrichtsmethode so sehr der jesuitischen und kleinösterreichischen Weltanschauung entsprach, dass jede diesbezügliche Regung schon im Keime erstickt wurde. Ich fühlte mich vielmehr, wenn das Wort nicht zu unbegreiflich klingt, als Europäer. Das einzige war meine Abneigung gegen die Juden, aber diese entsprang keineswegs einer von aussen beigebrachten Meinung, sondern vielmehr einem ganz natürlichen blutmässigen Instinkt. Politik war mir ein fremder Begriff. Ich unterschied dem Hörensagen nach zwischen »rot« und »schwarz« und lehnte die Roten ab, eben weil ich bei den Schwarzen war, die mir als anerkannte Vorgesetzte und Respektspersonen galten.

Damals — 1926 — brachte ein Klassenkamerad aus Braunau, Karl Radlinger, mit dem ich zusammen im Pensionat wohnte, nationalsozialistische Kampfschriften und Zeitungen mit. Anfangs rückte ich von ihm ab, da mich seine Reden über Volksgemeinschaft und Rassenlehre anwiderten. Aber als 1928 streng geheim eine Ortsgruppe der Hitlerjugend gegründet wurde, deren Führung Radlinger übernahm, griff ich doch nach den Schriften und liess mich von ihm über seine Ansichten aufklären. Es waren leichtfassliche Broschüren von Dr. Goebbels, Gregor Strasser, Otto Bangert, die faszinierend geschrieben, für die breite Masse bestimmt waren. Ich las über den Weltkrieg, die Friedens-Verträge und über die nationalen Bestrebungen in Deutschland. Ich wurde zum ersten Mal mit dem in Deutschland herrschenden Staatssystem bekannt, las zum ersten Mal von Versailles und St. Germain und ihren Auswirkungen, las von Juden, Jesuiten und Freimaurern und begriff langsam, wie furchtbar verraten u. geknechtet Deutschland war. Allmählich, immer stärker werdend, stieg in mir das Bewusstsein auf, dass ich ja auch ein Angehöriger dieses Volkes sei, blutmässig und schicksalhaft mit ihm verbunden und ihm verpflichtet. Von Weinkrämpfen geschüttelt, las ich Hitlers »Mein Kampf«. Wenn ich es auch kaum verstand, gefühlsmässig begriff ich es sofort. Mein ganzes entnationalisiertes Wesen änderte sich in einem rapiden Umschwung, ein unmässiger Stolz erfüllte mich, dass ich Deutscher sei und ehe ich recht wusste, wie es kam, war ich schon in den Strudel des

politischen Geschehens hineingerissen. Es stand fest, dass es meine Pflicht war, mitzuhelfen am Wiederaufbau Deutschlands, alle Opfer dafür auf mich zu nehmen und mit aller Kraft mich der nationalsozialistischen Idee zu widmen, die mir wie eine Flamme aus den Worten des Führers entgegenleuchtete. Ich war der II. beigetreten und wir trafen uns nun zu heimlichen Versammlungen in abgelegenen Dorfwirtshäusern oder im Wald, wo wir über das Programm der NSDAP debattierten und Exerzierversuche machten. Von unserem ohnehin knappen Taschengeld kauften wir in Linz Braunhemden und fühlten uns als Helden und Verschwörer, wenn wir an heimlichen Orten zusammenkamen und hitzige Reden gegen Kirche und Staat führten. Elternhaus und Studium rückten immer ferner — ich brach mit der Kirche und damit mit der Religion, weil ich dazwischen keinen Trennungsstrich zu ziehen wusste und kam naturgemäss in Oppositionsstellung zu Professoren und Lehrern, zu allen Begriffen und Worten, die mir früher als heilig und unantastbar galten. Unsere Geheimorganisation wurde verraten. Ich wurde zum Direktor gerufen und vor die Wahl gestellt, entweder dem »gottleugnerischen« Nationalsozialismus abzuschwören oder das Gymnasium zu verlassen. Ertümmigt verliessen ich und meine Kameraden Kremsmünster und gingen an das Linzer Gymnasium.

Ich hatte damals gerade von Adolf Hitler dessen Buch »Mein Kampf« und Photographie mit einer persönlichen Widmung an mich erhalten und diese hohe Auszeichnung spornte mich zu erhöhtem Einsatz an. Als 27. SA-Mann trat ich dem einzigen Linzer Sturm bei. Linz war rein marxistisch und nun begann für uns eine Zeit härtesten und aufopferungsvollsten Dienstes. Abend für Abend hatten wir Dienst, Propagandamärsche und Versammlungen. Wir überfielen und wurden überfallen, sprengten gegnerische Versammlungen und schützten unsere eigenen gegen die Roten, hatten Zusammenstösse mit Bundesheer und Polizei und hatten täglich Verletzte. Hier kam ich das erste Mal in Konflikt mit der Polizei. Ich hatte den Auftrag bekommen, auf der Hauptstrasse in Uniform Flugblätter zu verteilen und stellte mich waghalsigerweise vor dem sozialdemokratischen Parteihaus auf, das sich dort befand. Schon nach kurzer Zeit war ich von Marxisten umringt, die auf mich losschlugen und mir die Aktentasche mit den Flugblättern entrissen. Nun zog ich eine Schreckschusspistole und gab aus nächster Nähe ein paar Schüsse ab, die das Dutzend Angreifer sofort in die Flucht schlugen, aber zugleich eine grosse Menschenmenge und die Polizei anlockten. Ich sass einige Tage in Polizeiarrest und erhielt nach meiner Freilassung eine Geldstrafe wegen »Verursachung eines Auflaufes«. Ähnliche und unangenehmere Konflikte mit den Behörden mehrten sich in der folgenden Zeit. Auf dem Heimweg vom Dienst wurde ich von mehreren Marxisten überfallen und mit Zaunlaten

niedergeschlagen. Passanten, die mich bewusstlos auf der Strasse fanden, brachten mich nach Hause. Ich glaubte, einen der Täter als den kommunistischen Funktionär Pointner erkannt zu haben und erstattete gegen ihn Anzeige, was zur Folge hatte, dass ich wenige Tage später während des Unterrichts im Klassenzimmer von zwei Kriminalbeamten festgenommen und in Arrest gebracht wurde. Weshalb ich dort zwei Tage sitzen musste, wurde nicht begründet, auch dann nicht, als Pointner und sein Bruder nach ihrer Festnahme den Überfall auf mich gestanden. Durch diesen Vorfall kam ich natürlich im Gymnasium in sehr schlechten Ruf, der sich noch mehr verschlechterte, als mich mehrere Professoren beim Plakattragen sahen. — Gautage, wie zum Beispiel in Krems, Schwanenstadt oder Enns, endeten regelmässig mit grossen allgemeinen Schlägereien, so dass wir bald Übung in der Taktik von Strassen- und Saalschlachten hatten. Mein Studium in Linz, das ohnedies sehr vernachlässigt wurde, fand bald seinen Abschluss. Als mir mein Geschichtsprofessor Foppa, der grossdeutscher Abgeordneter war, das Parteiabzeichen vom Rockkragen riss, erging ich mich in den heftigsten Ausdrücken gegen ihn, was nun zur Folge hatte, dass ich aus der Anstalt ausgeschlossen wurde. Ich ging nun nach Wien. Hier wohnte ich bei meinem Onkel, dem Universitätsprofessor H. Reichel, und besuchte weiter dort ein Gymnasium. Ich trat zur SS über und erhielt die Nummer 12.009. An ein ernstliches Studium dachte ich schon längst nicht mehr. Wir standen ja schon lange ausserhalb von Gesellschaft, Familie und Berufsleben. Dagegen schlugen wir uns wie die Teufel gegen die 10- und 20fachen Übermachten der Wiener Marxisten und hielten die ganze Stadt in Atem. Die Wiener SS, obwohl erst im Aufbau begriffen (es bestand erst ein schwacher Sturm), war in ganz Österreich berühmt, berüchtigt und gefürchtet. Wir hatten lange Übung bei unseren Exerzierabenden erworben, die es uns möglich machte, gegen grosse bewaffnete Übermachten der Marxisten aufzutreten. Ich erinnere mich dabei an die Saalschlachten in Schwechat, wo wir mit 33 Mann 300 Kommunisten, die unsere Versammlung sprengen wollten, im Handumdrehen überrannten und in die Flucht schlugen, 6 Formationen der Staatsexekutive mussten damals ausrücken. Wir wurden alle festgenommen und nach Paragraph 5 angeklagt, aber wegen Mangels an Beweisen freigesprochen. In der Strassenschlacht in Liesing, einem Wiener Vorort, wo es Dutzende Schwerverletzte und einen Toten gab, als uns auf dem Marsch zum Versammlungsort eine nach Hunderten zählende Menge angriff, ging auch zu unseren Gunsten aus. In Wiener Neustadt räumten wir mit 13 Mann den Stadtplatz, wo eine johlende Menge unseren Aufmarsch verhindern wollte, und in Krems, St. Pölten und Neusiedl schlugen wir immer wieder durch unser fanatisch unerschrockenes Auftreten alle Störungsversuche roter Elemente nieder. Ich erhielt in

dieser Zeit wiederholt Anerkennungen und Belobungen von meinen Vorgesetzten wegen meines Verhaltens in gefährlichen Augenblicken. Vom Reichsführer bekam ich zu Weihnachten 1931 das SS-Zivilabzeichen, das damals noch Bewährungsabzeichen war, mit einer sehr niederen Nummer 3673 verliehen, und zwar als besondere Auszeichnung, da ich noch nicht die vorgeschriebene Mindestzeit in der SS war. Ein Messerstich in den Rücken, mehrere Stiche im linken Unterarm und ein mit einer Stahlrute zerschlagener Finger, waren die äusseren Merkmale dieser Zeit und diese Wunde, sowie die fortwährenden Polizeistrafen trugen ich und meine Kameraden mit selbstverständlichem Stolz. Um an Aufmärschen in der weiteren Umgebung Wiens teilnehmen zu können, verkaufte ich Kleider, Bücher und alle kleinen Wertgegenstände, nur um überall dabei zu sein, mithelfen zu können an der Niederringung der marxistischen Gefahr, die immer drohender unsere Heimat zu überwältigen suchte. Abend für Abend war Dienst. Wenn ich meine Wohnung (in Uniform) verliess, wusste ich nie, ob ich sie wieder heil betreten würde, ob ich nicht nach ein paar Stunden schon im Krankenhaus oder im Arrest war. Stumm und fanatisch, zum letzten entschlossen, standen wir immer wieder an den Gräbern unserer ermordeten Kameraden und keiner wusste, ob er nicht selber der Nächste war, vor dem sich unsere zerfetzten Sturmflaggen senkten.

In dieser Zeit kam aus Deutschland unser neuer Abschnittsführer Dr. Walter Gräschke. Vorher hatte Erbprinz von und zu Waldeck unseren Abschnitt geführt, wobei er wegen seiner Saufgelage in Linz und Wien sich wenig beliebt gemacht hatte. Gräschke erschien zur ersten Besichtigung der Wiener SS mit einer Fahne, die genau 1,80 m lang war. Dieses Mass legte er jedem an, der ihm zu klein erschien u. warf die Leute rücksichtslos hinaus, die nicht dieses Mass hatten. Er verlangte von uns die Durchführung einer grossen Sammelaktion, damit er sich ein Auto kaufen könne und hielt verheissungsvoll Reden über die Aufgabe der SS in der Zukunft. Die Sammlung war so gemeint, dass jeder von uns einen gestempelten Bogen bekam, auf dem er die Unterschriften von Leuten zusammen hatte, die sich bereit erklärten, für die SS einen kleinen Betrag zu spenden. Wenn man bis zu einem gewissen Zeitpunkt den vorgeschriebenen Betrag (ich glaube 20 Schillinge) nicht beisammen hatte, sollte man ohne Gnade aus der SS entlassen werden. Für uns war das eine schwere Sache, da unsere Truppe doch hauptsächlich aus Arbeitslosen und Studenten bestand, und als sich Gräschke mit demselben Befehl an die Grazer SS wandte, kam es zu einer offenen Meuterei gegen ihn. Die Grazer SS wurde aufgelöst und erst nachdem einige Leute entlassen worden waren, neu formiert. Dabei war es ein offenes Geheimnis, dass Gräschke gern in teuren Lokalen trank und anlässlich seiner Wiener Inspektionsfahrten auch manchmal einen Abstecher zu diesem

Zweck nach Budapest machte. Unser Standartenführer Walter Turza, ein kriegsgedienter Offizier, der bei uns sehr beliebt war wegen seiner kameradschaftlichen, schlichten Art und der für den Aufbau der Wiener SS sein ganzes kleines Vermögen geopfert hatte, zog sich bald die Feindschaft Gräschkes zu. Bei einem Appell der gesamten Wiener SS liess Gräschke die 5 Dienstältesten und grössten SS-Männer aussuchen, darunter auch mich, und liess uns in einem Nebenraum auf das Eintreffen Turzas warten. Als letzterer eintraf, trat Gräschke vor die Front und verlas ein Schreiben, in dem er Turza Unterschlagungen und Konspiration mit marxistischen Abgeordneten vorwarf und befahl uns fünf, Turza zu degradieren. Erst seiner dritten Aufforderung kamen wir nach und brachten Turza, der völlig überrascht von dieser Massnahme, seelisch vollkommen gebrochen war, auf die Strasse. Turza hatte nicht einmal Gelegenheit, gegen die schweren Anschuldigungen Stellung zu nehmen. Sie kamen ihm gänzlich überraschend. Gräschke liess sich nicht auf weitere Erklärungen ein. Er begann nun mit einer sehr willkürlichen Neueinteilung der Stürme. Als sich bei der Neueinteilung herausstellte, dass ein paar Unterführerchargen fehlten, wählte er unter den Kriegsgedienten einige Leute aus, die er sofort beförderte. Es waren das z. B. der Sturmführer Steuerer, Scharführer Bierbrauer und Scharführer Walter von Leubuscher, alles Leute, die erst seit ganz kurzer Zeit in der SS waren, nicht als vollkommen politisch verlässlich gelten konnten und deren Unfähigkeit sich auch bald herausstellte. Es war klar, dass die Schlagkraft der Wiener SS sehr unter diesen Zuständen leiden musste und tatsächlich atmeten wir auf, als Gräschke abgelöst wurde und an seine Stelle als Abschnittsführer Major Walter Bach trat. Ich traf Gräschke nach Jahren in Berlin wieder und bat ihn um Aufklärung wegen des Falles Turza, den wir ja immer für unschuldig gehalten hatten, aber Gräschke lehnte brüsk jedes Gespräch darüber ab. 1935 erzählten mir Kameraden, Turza sei in Berlin und sei vom Reichsführer völlig rehabilitiert worden.

In Wien schlugen wir uns weiter, sassen im Gefängnis, schworen Meineide, machten falsche Zeugenaussagen und hatten Tote und Verwundete. Ich erlebte den furchtbaren marxistischen Feuerüberfall in Simmering mit, bei dem wir 5 Tote hatten, und war bei der ganzen Wiener SS und SA berühmt, weil ich ständig mit der Polizei zu tun hatte und immer wieder sitzen musste. Mit einem gestohlenen Auto fuhren wir zu dem grossen Aufmarsch nach Braunschweig. Und zum ersten Mal sahen wir den Führer selber, hörten ihn sprechen und sahen die endlosen Kolonnen der SA und SS. Mit Tränen in den Augen marschierten wir an dem Führer vorbei und waren 5 Minuten später wieder im Pistolenfeuer der Kommunisten. Nach Wien zurückge-

kehrt, wurde ich häufig für Sonderaufträge verwandt, da ich als besonnen und zuverlässig galt. Ich erhielt z. B. den Auftrag, ein marxistisches Waffenlager zu stehlen, das in einer Baracke auf dem Laaerberg im X. Bezirk lag. Ein Spitzel hatte uns die Lage der Waffen verraten und nun sollten wir die Wache überrumpeln, die Kisten auf zwei bereitstehende Lastwagen verladen und in ein neues Versteck bringen. Als Wache war ein Teil der gefürchteten Friedrich-Adler-Kompagnie des republikanischen Schutzbundes aufgezogen. Aber es gelang trotzdem, in der Dunkelheit bis zu dem Waffenlager vorzudringen. Durch unvorsichtiges Hantieren mit einer Taschenlampe verrietten wir uns, als wir eben im Begriff waren, die Kisten von Hand zu Hand zu den Autos zu befördern. Es kam zu einer wüsten Schiesserei. Wir mussten fliehen und einzeln unverrichteter Dinge heimkehren. Erst nachher fiel mir auf, dass an dieser Aktion kein einziger höherer Dienstgrad beteiligt war, sondern dass der Ranghöchste ein Scharführer (Hans Musil) war. Vorher hatte man uns eingeschärft, keinesfalls zu verraten, wer uns den Auftrag zu diesem Diebstahl gegeben hatte, falls wir von der Polizei festgenommen würden. Durch Verrat wurde später die Sache der Polizei bekannt, wahrscheinlich durch unseren damaligen Haupttruppführer Raischauer, der sich als Polizeikonfident entpuppte.

Der 30. Januar 1933 kam und damit ein unerhörter Aufschwung der Bewegung in Österreich und ein ebensolcher Terror gegen uns. Ich war in das 1918 abgetrennte Schlesien zuständig, tschechischer Staatsbürger und schon lange in der Tschechoslowakei militärdienstpflichtig. Nun wollte mich die österreichische Polizei an die tschechischen Militärbehörden ausliefern. Dort wartete Festungshaft auf mich und ich wäre nicht der erste gewesen, den die österreichischen Behörden wegen nationalsozialistischer Tätigkeit als »lästigen Ausländer« abgeschoben hätten. Ausserdem liefen gegen mich mehrere Verfahren, weil ich mit ein paar Kameraden eine Versammlung des Tannenbergbundes gesprengt hatte und bei meiner Festnahme einen Polizisten niederschlug. Ich war wegen Übertretung des Waffenpatents und wegen Körperverletzung vorbestraft und hatte 36 Polizeistrafen. Es war also naheliegend, dass mich nun bald dasselbe Schicksal ereilen würde, das andere »Ausländer«, die sich in Österreich nationalsozialistisch betätigt hatten, ereilt hätte. Tatsächlich setzte sich die Wiener Polizei mit dem tschechischen Konsulat in Verbindung. Im letzten Augenblick warnte mich ein befreundeter Kriminalbeamter. In derselben Nacht noch wandte ich mich an unseren Abschnittsführer Major Bach, bekam Geld u. ein Empfehlungsschreiben an den Reichsführer der SS. Zuerst wollte Bach, dass ich nach Italien fliehen sollte, aber ich bestand auf Deutschland, da ich an dem politischen Kampf, der dort eben seinen Höhepunkt erreichte, weiter teilnehmen wollte. Der nächste Zug

brachte mich zur Grenze, die ich bei Grossgmain nachts, die Pilsolie in der Hand, überschritt. (Mein tschechischer Pass war abgelaufen.) Mittags war ich in München. Es war der 5. März 1933, der Tag vor der letzten grossen Reichstagswahl. Der Reichsführer empfing mich, liess sich von mir erzählen und drückte mir wiederholt seine Anerkennung aus. Dann sagte er: »Solche Leute wie Sie können wir eben in Braunschweig brauchen. Sie fahren mit dem nächsten Zug dort hin und melden sich bei der Stabswache.« Mein Dienstleistungszeugnis und die Photographie des Führers mit der Widmung behielt der Reichsführer mit dem Bemerkten, er werde mir die Sachen nachschicken. Es war mir natürlich sehr unangenehm, nun ohne Ausweis nach Braunschweig zu fahren. Das Führungszeugnis, das meinen Einsatz in der SS während der Kampfzeit hervorhob, war für mich sehr wertvoll und ich hoffte, dass ich es bald nachgeschickt bekommen würde. Die Photographie hatte für mich unersetzlichen Wert und ich schrieb von Braunschweig aus wiederholt an den Reichsführer und bat um Rückgabe. Ich habe sie nie bekommen. So fuhr ich nun nach Braunschweig und war voll Begeisterung in der Stimmung dieser Tage, voll Begeisterung, endlich in Deutschland zu sein, dem Mutterland, das wir in Österreich als unser grosses Ziel anbeteten und verehrten. Für diese österreichischen Sentiments hatte man in Braunschweig allerdings wenig Verständnis, als ich mich bei Abschnittsführer Maak meldete. Ich wurde zur Stabswache eingeteilt und diese wurde in den nächsten Tagen als Stosstrupp eingesetzt. Wir stürmten nach kurzem Kampf das »Volksfreundgebäude«, das rote Parteihaus und besetzten es. Ebenso besetzten wir die anderen marxistischen Zentralen in der Stadt und nun gingen wir daran, uns sozusagen Respekt zu verschaffen. Fast täglich gab es noch kleinere Strassenkämpfe, wir machten Hausdurchsuchungen in ganzen Stadtvierteln und verhafteten jeden, der uns irgendwie verdächtig schien. Der Abschnittsführer und sein Stab sassen in ihren Kanzleien und liessen sich kaum sehen, ausser z. B. bei der öffentlichen Verbrennung kommunistischer Fahnen oder bei Paraden — und so hatten subalterne Führer bei unseren Aktionen das Kommando. Meistens führte uns Sturmführer Kleist, ein Mann, dem die Brutalität schon auf dem Gesicht geschrieben stand. Als Grund, um von uns festgenommen zu werden, genügte der Besitz eines alten Kavalleriesäbels oder Flobertgewehrs. Die Verhafteten, Leute aus allen Schichten, brachten wir in Polizeigefangenenautos zum »Volksfreund«, wo wir mehrere Räume im 3. und 4. Stock als Untersuchungszellen eingerichtet hatten. Als mein Kamerad und Nebenmann Gerhard Landmann im Stadtteil Aichthal bei einer Patrouille von Kommunisten erschossen wurde, nahmen wir in derselben Nacht noch ein paar

Dutzend Leute fest und brachten sie in die erwähnten Zellen. Zu regelrechten Verhören kam es kaum. Wir hatten auch keine geschulten Kriminalisten und die Polizei verhielt sich zu allem, was wir trieben, ziemlich gleichgültig. Auf Kommando von Sturmführer Kleist oder irgend eines anderen Vorgesetzten mussten die Gefangenen Hunderte von Kniebeugen machen, bis sie umfielen. Wenn sie aus Schwäche zusammenbrachen, so schlug Kleist mit einem Stück Wagendeichsel auf sie los, bis sie wieder stöhnend aufstanden. Ich sah zu, wie meine Kameraden wehrlosen Leuten Zähne und Augen ausschlugen oder ihnen Kolbenhiebe in den Unterleib versetzten. Auf Befehl von Sturmführer Kleist musste einmal eine Reihe von Gefangenen einer nach dem andern Boxhandschuhe anziehen und gegen einen SS-Mann, der Amateurboxer war, eine Runde boxen. Dieser schlug sie, nachdem er zuerst mit ihnen wie die Katze mit der Maus gespielt hatte, k. o., bis sie stöhnend und in Übelkeit ausbrechend am Boden lagen. In dieser Zeit prügelte die Braunschweiger SS Dutzende Menschen mit Ochsenziemern und Karabinerkolben zu Tode. Jeder Frage bei den Verhören wurde mit Gummiknüppelhieben Nachdruck verliehen und so wurden die unsinnigsten Aussagen erpresst, die vollkommen unkontrollierbar waren. Wir merkten manchmal erst nach Tagen, wenn ein Gefangener, der bewusstlos in eine Ecke geworfen worden war, starb. Wenn sich einer als offensichtlich unschuldig erwies, was bei unseren Verhören aber sehr selten vorkam, so wurde er vom Sanitäter verarztet und dann mit Erschiessung bedroht, falls er von den Misshandlungen erzählen sollte. Ein alter Mann wurde von ein paar Leuten solange geschlagen, bis er geistesgestört war, dann stiessen sie ihn, einen aufgespannten Damenregenschirm in der Hand, auf die Strasse, wo er lallend stehen blieb, bis sich mitleidige Passanten seiner annahmen. — Ich sah, wie Tiedemann, der ehemalige Redakteur einer marxistischen Zeitung, von ein paar SS-Männern mit Hundepeitschen bestialisch geschlagen wurde, sah, wie ein Mann aus dem Fenster des 4. Stockes herabsprang und unten zerschmettert liegen blieb, und sah, wie ein SS-Mann einen Gefangenen, der vor ihm auf den Knien lag u. um Gnade flehte, erschoss. Ich war Zeuge, wie Lebensmittelpakete, die von Angehörigen der Häftlinge bei unserer Torwache abgegeben worden waren, von unseren Leuten geöffnet wurden und deren Inhalt verzehrt wurde. Da natürlich die SS, die sich nun im »Volksfreund« einquartiert hatte, auch gepflegt werden musste, fuhren wir mit beschlagnahmten Kraftwagen über Land und requirierten bei den Bauern. Dass bei den Haussuchungen geplündert wurde, war selbstverständlich. Kleist machte mir Vorhaltungen, weil ich 11.000 Mark, die ich in einer Wohnung gefunden hatte, nicht für mich behalten hatte. Ende Juni ungefähr trat wieder Ruhe in Braunschweig ein. Ich wurde zum Wachdienst eingeteilt und fand

nun in den langen Stunden des Postenstehens Zeit, um das Erlebte zu überdenken. — Ich wurde zur Schutzpolizei abkommandiert und absolvierte zur Zufriedenheit einen sechswöchigen Ausbildungskurs. Ich hatte grosse Hoffnung, dass ich in der Polizei verbleiben könne; aber der Abschnitt forderte nach Beendigung des Kurses meine Rückkehr und so war ich wieder bei der Stabswache und musste Posten stehen.

Ende Mai 1933 wurde ich plötzlich zum SS-Sonderkommando Berlin abkommandiert, zu der Truppe, aus der sich die »Leibstandarte Adolf Hitler« entwickelt. Zusammen mit ca. 300 SS-Männern, die alle seit langem in der Bewegung waren und nach rassischen Gesichtspunkten ausgewählt wurden, kam ich zur Ausbildung auf den Truppenübungsplatz Jüterbog in Brandenburg. Da unsere Truppe vor die sehr hohe, verantwortungsvolle und ehrenvolle Aufgabe gestellt werden sollte, den persönlichen Schutz des Führers zu bilden, wurden wir entsprechend streng ausgebildet. Wir standen unter dem Kommando von Reichswehroffizieren des 9. Wachregiments Potsdam. Kommandeur der gesamten Truppe war SS-Gruppenführer Sepp Dietrich.

Wenn ich schon unter meiner österreichischen Abstammung in Braunschweig zu leiden hatte, so wurde es hier, wo ich unter lauter Norddeutschen war, nur noch ärger. Nicht nur die ewigen Sticheleien meiner Kameraden, sondern auch die Geringschätzung meiner Vorgesetzten quälten mich und ich tat alles, um meinen Dienst gewissenhaft zu erfüllen und mir Achtung zu erringen, was wir mit der Zeit auch gelang. Mein Zugführer Lux nannte mich einmal »dreckiges österreichisches Schwein«, aber meine Beschwerde beim Regiment wurde nicht beachtet. Irgendeiner Denunziation zufolge wurde ich eines Tages zum Regimentsstab gerufen, wo mich Gruppenführer Dietrich in heftigen Worten als Verräter und Gauner bezeichnete und sagte, er wisse, dass ich als unpolitischer Handwerksbursche aus Österreich gekommen sei und mich in die Leibstandarte geschmuggelt habe. Als ich ihm meine Ausweise zeigte, bat er mich um Verzeihung und nannte mich »einen seiner Besten«! Im Oktober 1933 marschierten wir nach Berlin ein und bezogen unsere Unterkünfte in der Lichterfelder Kadettenanstalt. Wir wurden zum Wachdienst in der Reichskanzlei, den Ministerien und Flughäfen eingeteilt und ich zog meistens auf die Wache der Reichskanzlei, da ich einer der dienstältesten SS-Männer meiner Kompanie war. Die Reichswehroffiziere hatten uns verlassen und die Kompanien und Bataillone wurden von SS-Führern übernommen, die aber bald militärisch versagten und wieder durch Polizei- und Reichswehrleute ersetzt wurden, d. h. durch Unteroffiziere in SS-Uniformen mit dem Rang eines Oberleutnants oder Hauptmanns. Da wir nun zum ersten Mal einer bezahlten militärischen Truppe angehörten,

begann bald der Wettlauf nach Beförderung und damit Protektion und Schmeichelei. Die alten SS-Leute, denen diese Art von vornherein nicht entsprach, hatten kaum Aussichten, da sie von den Offizieren als Rabauken und Revolutionäre bezeichnet wurden, die als militärische Unterführer oder Führer nicht geeignet seien. Als sich der Kompaniechef Hofmann, ein bisheriger Polizeifeldwebel, der nie vorher in der SS oder SA gewesen war, den Ehrenwinkel an die Uniform nähte, kam es zu Unruhen in seiner Kompanie, so dass er den Winkel vor der Front wieder abtrennen mußte. Kurze Zeit später wurde ihm aber diese Auszeichnung vom Regiment ehrenhalber verliehen. Schon in den ersten Monaten in Berlin wurde die alte Mannschaft sehr unzufrieden, die Verpflegung war wenig und schlecht, so dass wir alle erschreckend blass und mager aussahen, die Uniformen wurden von der jüdischen Firma Cards geliefert und die Offiziere und Unteroffiziere, ob sie nun alte SS-Leute waren oder von Polizei und Heer kamen, waren unbeliebt wegen ihrer Saufgelage und besonders wegen ihrer Schikanen und Ungerechtigkeiten im Dienst. Der Kompaniechef Satorz, B. liess seine Kompanie stillstehen, lief dann vor der Front auf und ab und stach mit dem Säbel nach den Leuten, die sich noch rührten. Aus dem 2. Batl. mussten 2 Offiziere wegen Zuhälterei entlassen werden. Offiziere wie Lux und Holstein kontrollierten in betrunkenem Zustand die Wachen. Mein Zugführer Wendt hatte es im Dienst besonders auf mich abgesehen, als er bei einer Spindrevision bei mir wissenschaftliche und philosophische Werke fand und erfuhr, dass ich in meiner Freizeit Theater und Konzerte besuchte. Sturm f. Stolz stellte mich zur Rede, als ich in der Staatsoper gesehen wurde und Wendt sagte wiederholt beim Unterricht zu mir: »Drücken Sie sich nicht immer so intellektuell aus.« Gruppenführer Dietrich war, obwohl man ihn selten zu Gesicht bekam, bei der Mannschaft sehr beliebt. Nur wurde er seiner langen, etwas unbeholfenen Reden wegen, die er öfter vor dem Regiment hielt und die meistens in Drohungen mit Erschiessen und Aufhängen ausklangen, nicht ganz ernst genommen. Auch seiner falschen Kommandos wegen, die uns in der Öffentlichkeit blamierten. — Am 9. Nov. 1933 wurden wir in München vor der Feldherrnhalle vom Führer vereidigt. — Ich war in der Reichskanzlei sehr oft auf Posten vor dem Arbeitszimmer des Führers und war immer glücklich, einen Blick von ihm zu erhaschen. — Von Weltanschauung war im Regiment schon lange keine Rede mehr und man tat besser daran, seine frühere Parteilichkeit zu verschweigen. Im Unterricht wurde uns immer gesagt: »Umstellen — einen Strich unter das Bisherige machen! Jetzt sind wir Soldaten! Nicht nachdenken, nur gehorchen!« Mein Kompaniechef Wisch und Sturm f. Albin von Reitzenstein waren vielleicht die einzigen Offiziere der Truppe, die noch in schlichtem,

anständigem Geist weiterarbeiteten und sie gaben mir gegenüber oft ihrer Verzweiflung über die Zustände im Regiment Ausdruck. Mein Kamerad Willy Wulfes von der 6. Komp. erschoss sich. Er hatte mir vorher gesagt, dass er dieses Leben nicht mehr ertragen könne und am Nationalsozialismus in der Praxis verzweifelte. Er hinterliess einen Brief an den Führer. Seitdem mehrten sich die Selbstmorde, besonders beim 3. Batl. Auch in moralischer Beziehung waren die Zustände unhaltbar. Nach Dienstschluß warteten vor dem Kasernentor schon Dutzende von Dirnen auf unsere harmlosen holsteinischen und ostpreussischen Bauernburschen. Es war erlaubt, Frauen in die Mannschaftsstuben mitzubringen. Zeitweise lagen bis zu 10 Mann von unserer Komp. geschlechtskrank im Lazarett, wo sie aber nicht fachgemäß behandelt wurden. Der SS-Rottenführer Dürseelen machte z. B., obwohl er zwei Geschlechtskrankheiten hatte, noch längere Zeit in der Komp. Dienst, bevor er behandelt wurde, ebenso wurde offen davon gesprochen, dass unser Batl.-Chef Kobrosier krank sei und früher Zuhälter gewesen wäre. Ich sah ihn selber öfters völlig betrunken in Gesellschaft zweifelhafter Damen im Café Hohenzollern oder Schlosspark in Steglitz.

Ich atmete auf, als ich am 15. Feb. 1934 mit 14 Kameraden nach Dachau bei München abkommandiert wurde, wo wir die militärische Ausbildung eines Teiles der österr. Legion übernehmen sollten. In Österreich war die NSDAP am 16. Juni 1933 verboten worden und Hunderte und Tausende SA- und SS-Männer waren nach Deutschland geflüchtet. Viele kamen aus Gefängnis- oder Konzentrationslagerhaft, waren unterernährt und verwildert und warteten täglich auf den Einmarsch nach Österreich, der durch die Reden der österreichischen Landesleitung, die nun ihren Sitz in München hatte, in wöchentlichen Radioreden verbreitet wurde. Natürlicherweise waren mit diesen Flüchtlingen auch viele zweifelhafte Elemente nach Deutschland gekommen — Arbeitslose, die sich hier persönlichen Vorteil erhofften oder Konjunkturritter, die nun ihr nationales Herz entdeckten. Die hygienischen Zustände in den Barackenlagern waren grauenhaft. 300 Mann schliefen in einem Saal, in dem die faulenden Strohsackshatten 3 Stock hoch übereinander angebracht waren. Uniformen und Waffen fehlten und vor allem Disziplin und straffe einheitliche Führung. Mit uns kam eine Reihe preussischer Polizeioffiziere, die in SS-Uniformen die 5. Komp. übernahmen. Wir wurden als Zugführer eingestellt und begannen sofort mit strenger militärischer Schulung. Gerade im ersten Monat hatten wir einen sehr schweren Stand, da die Leute in massloser Erregung waren, weil in Österreich eine marxistische Revolte ausgebrochen war, die von den Regierungstruppen blutig unterdrückt wurde. Die roten Wiener Vororte lagen unter dem Artilleriefeuer des Bundesheeres und niemand wusste, ob nicht seine Eltern

und Verwandten schon unter den Opfern dieses Aufstandes waren. Wir waren meist in Alarmzustand und erst, nachdem wieder Ruhe in unserer Heimat eingetreten war, konnte der eigentliche Dienst beginnen. Wir hatten uns bald die Achtung und das Vertrauen verschafft und die Ausbildung machte gute Fortschritte. Durch das gemeinsame Kampferlebnis zusammengeschweisst, herrschte in der Truppe vorbildliche Kameradschaft und glühender nationalsozialistischer Geist, der aber leider bald durch die hier ebenfalls beginnende Jagd nach Beförderung gestört werden sollte.

Aus dem langweiligen und eintönigen Exerzierdienst wurden wir plötzlich durch das Alarmsignal herausgerissen. Es war am 30. Juni 1934. Wir erhielten scharfe Munition, montierten die M.-G. auf unsere Lastwagen und verliessen Dachau, München umfahrend, in der Richtung Tölz. Wir waren alle in fieberhafter Spannung, da wir annahmen, wir führen nach Österreich. Das Gerücht, dass in Österreich Militärputsch sei, ging von Wagen zu Wagen. Und so fieberten wir der Grenze entgegen. Wir zweigten ab und fuhren Richtung Tegernsee—Wiessee weiter, bis unsere Wagen plötzlich vor einer Waldlichtung hielten. Dort sahen wir unser Regiment, die Leibstandarte, die in der Nacht nach hier gekommen war mit ihrer Wagenkolonne bivakieren. Erst von den Kameraden der Leibstandarte erfuhren wir: Es geht gegen Röhm! Mehr wußten sie auch nicht. Beide Kolonnen machten Kehrt und fuhren nach München zurück. Vor dem Braunen Haus nahm der Führer unseren Vorbeimarsch ab und sein ernstes Gesicht erschütterte uns. Mir fiel auf, dass Röhm nicht wie sonst neben ihm stand. Mittags kehrten wir nach Dachau zurück und ergingen uns nun in den tollsten Vermutungen. Wir wussten zwar, dass in der SA sich eine gewisse Unzufriedenheit und besonders eine scharfe Stellung gegen die SS eingerissen hatte, aber sonst konnten wir uns in keiner Weise ein klares Bild machen. Wir hatten kaum gegessen, als neuerlicher Alarm geblasen wurde. Gruppenf. Alfred Rodenbücher, dem die genannten österreichischen Flüchtlinge unterstanden, liess sämtliche SS-Männer, die mindestens 3 Jahre in der SS waren, vortreten, wählte etwa ein Dutzend, darunter auch mich, aus und führte uns in eine Ecke des Kasernenhofes. Er sprach sehr erregt, dass Röhm ein Verräter sei, der eine Revolte gegen den Führer aus ehrgeizigen, eigennützigen Motiven machen wollte. Deutschland u. der Führer seien in einer großen Gefahr. Die alten SS-Männer seien die einzigen, die unbedingt zuverlässig seien. Unser Auftrag sei, nun eine Reihe von Verrätern blitzschnell zu überrumpeln und zu »erledigen«. Rodenbücher fragte jeden, ob er bereit sei, das zu tun und damit seine unbedingte Treue unter Beweis zu stellen und machte uns darauf aufmerksam, dass wir möglicherweise mit unserem eige-

nen Tode rechnen müssten. Uns wurde das Versprechen abgenommen, mit niemandem darüber zu sprechen, auch nicht zu sagen, von wem wir den Auftrag erhalten hätten, sonst würden wir selber erschossen werden. Dafür versprach uns Rodenbücher höchste Auszeichnung und Anerkennung. Ich bat noch Rodenbücher um mehr Munition, aber er sagte: Für jeden genügt doch ein Schuss. Auf dem Kasernenhof war inzwischen ungefähr ein Dutzend geschlossene Personautos vorgefahren. Rodenbücher sagte uns, dass uns diese Wagen zur Verfügung stünden, die Chauffeure seien Angehörige der Gestapo und würden uns alles weitere mitteilen. Ich ging auf ein Auto zu, der Fahrer kam mir entgegen und gab mir einen Zettel, auf dem in Maschinenschrift der Name »Willi Schmidt« stand, nebst Geburtsdatum und Adresse (München, Schachtstr. 3). Schon am Volant sitzend sagte mir der Fahrer, ich müsse den Mann nur verhaften und ins Konzentrationslager Dachau in Einzelhaft bringen. Schiessen sollte ich nur im Notfalle, da Schmidt wichtige Aussagen zu machen habe. Wir fuhren nun nach München. In der Schachtstrasse hielt der Wagen, der Fahrer mahnte mich zur Eile und ich lief rasch, schon mit gezogener Pistole, die Treppe hinauf, bis ich an der Tür den gesuchten Namen fand. Auf mein Läuten öffnete mir ein Dienstmädchen, das erschrocken zurückwich. Im selben Augenblick kam aus einem Zimmer ein kleiner, dicker Herr auf mich zu, der erstaunt fragte, was ich wolle. Ich liess ihn sofort die Hände hoch nehmen und erklärte ihn für festgenommen, nachdem er meine Frage nach seinem Namen beantwortet hatte. Inzwischen war seine Frau gekommen, die mich erschrocken fragte, was denn ihr Mann verschuldet hätte und auf wessen Befehl ich handle. Ich antwortete nur: »Auf höchsten Befehl!« Und liess nun Schmidt vor mir die Treppe hinunter zum Auto gehen. Schon im Auto sitzend verabschiedete er sich von seiner Frau und sagte, er würde ja bald zurückkommen, nachdem es sich nur um ein Missverständnis handeln könne. Wir fuhren nun nach dem Konzentrationslager Dachau zurück. Ich liess Schmidt aussteigen und vor mir hergehen. Wir passierten den Posten und wurden sofort von einer erregten Menge von SS-Männern empfangen, die Schmidt anspuckten, ins Gesicht schlugen und Miene machten, ihn zu lynchen. Ich zog meine Pistole und schrie die Leute an, sie sollen Vernunft annehmen, der Mann sei Schutzhäftling und müsse zum Lagerkommandanten gebracht werden. Nun nahmen die Leute gegen mich Stellung, schrien, ich sei wohl selber solch ein Verräter, es sei ihr Recht, mit solchen Leuten abzurechnen. Nur mit Mühe bahnte ich mir meinen Weg zur Kommandantur. Dort sass auf der Strasse auf einem Stuhl Gruppenführer Eicke. Ich meldete mich bei ihm, machte ausdrücklich darauf aufmerksam, dass es sich um einen Schutzhäftling handle,

und bat um seine sofortige Verwahrung in Einzelhaft. Eicke gab einem Sturmführer den Befehl, Schmidt abzuführen. Aber im selben Augenblick zog einer der SS-Leute, die uns andrängten, seine Pistole und schoss Schmidt, der neben ihm stand, aus nächster Nähe in die Seite. Schmidt brach ohne einen Laut zusammen und war sofort tot. Ich sagte sehr erregt zu Eicke, dass es eine Schande sei, dass er die Leute so wenig in der Hand habe, sie hier im Lager zurückzuhalten und niemand wüsste, was eigentlich draussen los sei. Er verlangte von mir, dass ich meinen Namen und meine Staffelnnummer angebe, was ich in seiner Kanzlei tat. Ich fuhr sofort nach München zurück, wo wir ins Wittelsbach-Palais fuhren, in dem die Gestapo ihren Sitz hatte. Im Hofe standen ein paar meiner Kameraden, die mich zum Sturmbannführer Werner Best schickten, dem ich Meldung zu machen hätte. Best liess sich kurz von mir den Fall erzählen, zuckte dann die Achseln und meinte, man könnte jetzt nichts mehr dagegen machen. Ich sollte im Hof auf weitere Aufträge warten. Ich ging nun zu meinen Kameraden hinunter, die in grosser Erregung unten warteten. Fortwährend kamen Angehörige der Gestapo hinunter und wählten ein paar Leute von uns aus. Sie sagten meistens: »Zwei gute Pistolenschützen! Ein Mann, der auf weitere Entfernung gut trifft.« Ich meldete mich nun mehrere Male, Zettel mit Adresse bekamen wir nicht mehr. Ein Mann von der Gestapo ausser dem Chauffeur fuhr nun mit und ging vorher in die Wohnung voraus, um festzustellen, ob der Gesuchte zu Hause sei. Um das unauffällig zu erfahren, hatten sie Presseausweise oder Handelslegitimationen mit. Wir fuhren nach Schwabing, soviel ich weiss, in die Elisabethstrasse. Ich ging mit meinem Begleiter die Treppe hinauf bis zu der betreffenden Tür, an der der Name Salzmann oder Selzmann stand. Mein Begleiter sagte, ich solle sofort schiessen, wenn jemand herauskomme und er mir ein Zeichen gebe. Ich stieg ein paar Treppen höher, drängte mich ganz gegen die Wand, wartete mit entschlossener Pistole im Anschlag, bis auf unser Läuten die Tür geöffnet wurde. Ein älterer, dunkler Herr trat heraus. Mein Begleiter sagte nur »der!« und machte eine Handbewegung. Ich schoss zweimal. Der Mann brach stöhnend zusammen und machte einen Versuch, sich aufzurichten; aber ich sprang die paar Stufen hinunter und schoss ihm aus nächster Nähe durch die Schläfe. Mein Begleiter rannte schon die Treppe hinunter und ich lief hinter ihm her, als eine schreiende Frau und zwei Kinder aus der Tür kamen, sich über den Toten stürzten und mir »Mörder, Mörder« nachschrien. Bevor andere Leute kommen konnten, waren wir schon im Auto und fuhren zum Wittelsbach-Palais zurück. Die nächste Fahrt ging wieder nach Schwabing. Mein Begleiter (jedesmal ein anderer), sagte mir nur den

Namen »Ing. Ecker«, soviel ich mich erinnern kann, und »sofort schießen«. Ich ging allein in die Wohnung hinauf und läutete. Ein Mädchen öffnete und wies auf meine Frage auf eine Zimmertür. Ich stieß sie mit dem Fuss auf und sah mir gegenüber hinter einem Schreibtisch einen Mann aufspringen. Ich schrie »Hände hoch!«. Aber im selben Augenblick schoss er schon zweimal auf mich, aber die Kugeln gingen neben mir in den Türrahmen und die Wand. Ich schoss mehrere Male und traf ihn ausgezeichnet in den Bauch. Er fiel vornüber und klammerte sich mit der rechten Hand, der die Pistole entfallen war, an die Tischplatte. Nun schoss ich ihm aus nächster Nähe durch den Kopf, er fiel in den Stuhl zurück und dann zu Boden. Als ich zur Tür hinaus wollte, warf sich mir eine Frau entgegen, und es gelang mir nur mit Mühe, mich von ihr loszureissen und die Treppe hinab ins Auto zu kommen. Inzwischen war die Stadt etwas in Erregung gekommen. Überall sammelten sich Menschengruppen. So verhafteten wir die Leute nur mehr und brachten sie dann in den Forstenrieder Park oder in das Waldstück zwischen Dachau und München. Ich liess nun die Leute am Waldrand ein paar Schritte vor mir hergehen, rief sie dann an und schoss. Ein einziger machte nach dem ersten Schuss, der nicht sass (es war schon dunkel geworden) einen verzweifelten Fluchtversuch, aber der nächste Schuss warf ihn nieder.

Mein letzter Auftrag war, mit zwei Kameraden zusammen das Haus Röhm in der Prinzregentenstrasse zu durchsuchen. Seine Schwester öffnete uns alle Räume. Ich fand eine englische Maschinenpistole samt Munition, während der Beamte der Gestapo eine Unmenge pornographischer Schriften beschlagnahmte, sowie Briefe und Dokumente. Wir wurden nicht mehr benötigt. Niemand verlangte von uns Meldung und so fuhren wir nach Dachau zurück, wo der Alarmzustand inzwischen aufgehoben worden war.

Ich knüpfte nun die Erzählung einiger Kameraden über ihre damalige Tätigkeit an. Vincenzo Kaiser bekam den Auftrag, den Wirt des Restaurants »Bratwurstglöckl« zu erschiessen. Kaiser brachte ihn im Auto in die Nähe von Dachau, erschoss ihn auf freiem Feld und liess ihn liegen. Als er sich wieder im Wittelsbach-Palais meldete, sagte man ihm, es handle sich um einen Irrtum, er müsse den Toten sofort holen. Kaiser fuhr wieder zurück, fand aber den Toten von einer Anzahl Bauern umgeben, die gegen Kaiser und seine Begleiter Stellung nahmen und sagten, sie hätten die Münchner Mordkommission schon verständigt. Nur mit gezogener Pistole gelang es, die Leute zurückzutreiben und den Leichnam in das Auto zu bringen. Auf der Rückfahrt nach München begegnete Kaiser tatsächlich dem Wagen der Mordkommission.

Mein Vetter Erwin v. Auer erschoss 10 Leute. Auf einen musste er das ganze Magazin seiner Pistole ausschliessen. — Der Scharführer Willy Koos wurde von einem der Verhafteten befragt, ob er noch beten dürfe. Koos bejahte — erschoss ihn aber schon nach ein paar Worten, da er den Anblick nicht ertragen konnte, wie er mir sagte.

*

Wenige Tage später mussten sich alle, die dem Exekutionskommando angehört hatten, in der Sturmbannkanzlei melden. Wir bekamen jeder 5 RM. »für besondere Verdienste«, wie uns der Schreiber sagte. Ich warf das Geld zu Boden und sagte, ich liesse mir nicht jeden Kopf mit ein paar Pfennigen bezahlen. Darauf schrie mich der Regimentsadjutant Obersturmführer Grohn dermassen an, dass ich das Geld doch nahm.

*

In Österreich brach eine nationale Erhebung aus. Der Bundeskanzler Dollfuß wurde von den SS-Männern Holzweber und Planetta (letzteren kannte ich persönlich) erschossen. Nach wenigen Tagen brach unser Aufstand unter dem MG-Feuer der Regierungstruppen zusammen. Holzweber und Planetta wurden gehängt. Gleichzeitig wurden 13 SA-Männer und Parteigenossen gehängt. Unsere Stimmung war verzweifelt und deprimierend. Ein riesiger Strom von Flüchtlingen wurde, soweit sie militärdiensttauglich waren, sofort in unsere Kompanie eingeteilt und die Ausbildung ging zur Zufriedenheit weiter. Am Reichsparteitag stellten wir durch unseren straffen Vorbeimarsch unser eigenes Regiment, die Leibstandarte, in den Schatten.

Am 13. September 1934 wurden wir vom Reichsführer der SS nach Ostfriesland abkommandiert, um dort die Wachmannschaft des Konzentrationslagers Esterwegen bei Papenburg auszubilden. Das Lager war nur von Moor und Heide umgeben und wir waren von aller Welt abgeschlossen. Die Gefangenen waren meist politische Häftlinge, so z. B. die Mörder des Fliegerhauptmanns Berchtold. Ferner befand sich dort der ehemalige Polizeipräsident von Altona. Die Gefangenen wurden schlecht behandelt und ich sah wiederholt, wie die Wachposten Leute mit Kolbenhieben und Fusstritten bearbeiteten, bis sie zusammenbrachen. Sie hatten beim Torfstechen und Kanalisieren schwere Arbeit zu verrichten und ein Posten sagte, dass er dafür immer Akademiker bestimme, z. B. einen Baron und einen ehemaligen Ministerialrat. Die Leute der Mannschaft rühmten sich mir gegenüber oft, wie sie diesen oder jenen Häftling erschossen oder erschlagen hätten, oder wie sie z. B. den Polizeipräsidenten von Altona wochenlang in einer Hundehütte an einer Kette gehalten hätten. Die Leute, die wir nun ausbilden sollten, waren eben erst zur

SS gekommen und waren weltanschaulich überhaupt nicht geschult. Die wenigsten kannten nur die Namen von Goebbels oder Göring. Das Deutschlandlied kannten nur zwei oder drei von meinem Zug, die früher der Hitlerjugend angehört hatten. Die Ausbildungszeit in Ostfriesland wurde uns zur Qual, da wir kaum aus dem Drahtverhau des Konzentrationslagers kamen. Einige Male erhielten wir die Erlaubnis, nach Bremen, Oldenburg oder Leer zu fahren, wo es aber meist zu heftigen Schlägereien kam, weil die Bevölkerung sehr klerikal war und gegen die SS Stellung nahm. Am 23. November 1934 wurden wir, nachdem die Ausbildung gute Fortschritte gemacht hatte, wieder nach Berlin zurückkommandiert. Wir erkannten die Leibstandarte kaum wieder. Hunderte von neuen Rekruten waren angekommen, Leute, die nie vorher in der SA oder SS gewesen waren und den Nationalsozialismus nur vom Hörensagen kannten. Wiederholt sagten Leute zu mir, dass ihnen die Weltanschauung gleichgültig sei, Hauptsache wäre, dass sie gute Löhne, Essen und eine feine Uniform hätten. Von den alten Leuten waren viele ausgeschieden oder hinausgeworfen worden. Mein Landsmann Hermann Rommel, seit 1926 in der Bewegung, Student im 5. Semester Jura und nun gewöhnlicher Mann in der Front, nahm seinen Abschied und bat um Verwendung in einem Zivilberuf. Gruppenführer Dietrich hatte uns bei der Aufnahme in die Standarte versprochen, dass jeder, der die Standarte verliesse, eine gute Stellung bekäme. Man bot Rommel eine Stellung als Briefmarkenverkäufer an einem Postamt an, was er aber ablehnte. Am Regimentsstab sagte man ihm nun, er sei ein undankbarer Mensch und überliess ihm seinem Schicksal. Kameradschaftsdiebstähle häuften sich. Von unbekanntem Tätern wurde aus der Waffenkammer des 1. Bataillons eine Reihe von Pistolen samt Munition gestohlen. Bei der 3. Kompanie wurden aus der Bekleidungskammer Dutzende von neuen Armbinden gestohlen. Es kam so weit, dass jeder, der ein noch so kleines Paket aus der Kaserne tragen wollte, es zuerst auf der Kompanieschreibstube vorzeigen und versiegeln lassen musste. Dieses Siegel wurde bei der Torwache nochmals kontrolliert. Eine Menge neuer Offiziere von der Reichswehr und Polizei war gekommen und es gab wiederholt bei der Torwache Skandal, wenn sie betrunken heimkamen. Kameraden meiner Stube erzählten mir, sie hätten Offiziere des 2. Bataillons völlig betrunken in voller Uniform mit dem gezogenen Säbel in den Strassenbahnschienen heimtorkeln sehen. Einmal war in der Kantine des 1. Bataillons kein einziges Bierglas zu haben, weil am Abend zuvor die Unteroffiziere bei einem Gelage alles zerschlagen hätten. Unser Feldwebel, Truppführer Geiger, fuhr mehrere Male nachts in betrunkenem Zustand auf dem Korridor vor den Mannschaftsstuben mit dem Fahrrad auf und ab. Er sang, schrie, stürzte zu Boden und musste

von ein paar Rekruten getragen werden. Ich sah zweimal abends, wie Geiger in völlig betrunkenem Zustand von mehreren Leuten aus der Kantine über den Kasernenhof getragen und zu Bett gelegt wurde. Truppführer Geiger rühmte sich mir gegenüber wiederholt, dass er einmal den Befehl erhalten habe, Hindenburg zu erschiessen, was ihm aber leider im letzten Moment verboten worden war. Obertruppführer Kempka verprügelte in betrunkenem Zustand einen Zivilisten, der vor der Torwache stand. Als sich herausstellte, dass der Zivilist ein hoher Offizier des Wehrkreiskommandos war, wurde Kempka entlassen, später aber wieder in die SS aufgenommen. Sein Bruder war zweiter Chauffeur des Führers. Mein Bataillonskommandeur nahm ein paar Wochen Urlaub und sein Schreiber von seiner Kanzlei erzählte mir, er sei geschlechtskrank.

Es gab ausserdem sehr viele Wachvergehen, da sich die Leute ihres verantwortungsvollen Postens nicht bewusst waren. Der Sohn des Standartenführers Reich, der Sturmman Adolf Reich, verliess, als er als Wache am Flughafen Johannisthal war, seinen Posten und fuhr mit einem Fremden in einem in der Nähe stehenden Auto spazieren, bis er an einen Baum rannte und schwer verletzt von der Polizei gefunden wurde. Nach seiner Genesung wurde er nur sehr milde bestraft und kam kurze Zeit später in die Offiziersschule nach Tölz. Ich traf ihn in München etwa ein Jahr später, als er schon Sturmführer war. Als ich ihm die Hand bot, schrie er mich an, ob ich nicht wüsste, wie ich mich gegen Vorgesetzte zu benehmen hätte. Dabei hatten wir zwei Jahre lang in derselben Kompanie in der Front gestanden. Vor unserer Abkommandierung nach Dachau war eine Reihe von Leuten in die Offiziersschule nach Tölz geschickt worden. Es wurden meist Leute ausgewählt, die noch nicht lange in der SS waren. Diese waren nun als Sturmführer zurückgekehrt und machten sich bald wegen ihres arroganten Benehmens und ihrer Schikanen im Dienst verhasst. Ich wurde oft ein dutzendmal wieder zurückgeschickt und musste wieder vorbeigehen, wenn einem dieser jungen Offiziere meine Ehrenbezeugung nicht gefiel. Mein Kompaniechef fragte mich, ob ich auch in die Offiziersschule kommen wolle, aber ich lehnte ab mit der Bemerkung, ich sei lieber ein guter SS-Mann als ein schlechter Offizier. Obwohl man uns versprochen hatte, dass wir befördert werden würden, wenn wir von unserem Kommando zurückkehrten (ich hatte fast 10 Monate lang Offiziersdienst gemacht), wurden wir bei allen Beförderungen übergangen. Ich kam zufällig mit Gruppenführer Dietrich in ein Gespräch darüber und wurde um einen Dienstgrad von ihm befördert. Als ich mir vom Regimentsstab das Beförderungsschreiben holen wollte, wurde ich von den Schreibern hinausgeworfen. Ein Rapport bei Gruppenführer Dietrich wurde abgelehnt, so dass ich in meinem alten Dienstgrade verblieb. Ich hatte

mich bei der ganzen Kompagnie dadurch lächerlich gemacht, dass ich in meiner freien Zeit las und öfters ins Theater ging. Besonders Truppführer Geiger machte oft zynische Bemerkungen über mich. Auf die Innenseite meiner Schranktür hatte ich einen Spruch von Walter Flex geschrieben: »Die Vorkämpfer werden zu Krüppeln geschlagen — die Nachkämpfer zu Rittern!« Geiger sah ihn bei einer Spindrevision und befahl, ihn sofort zu entfernen. Gruppenführer Dietrich verbot, dass in der Leibstandarte die alten Kampflieder gesungen wurden. Ich wurde beim Regiment wegen meiner Einbürgerung vorstellig, aber man vertröstete mich immer wieder und als ich dränkte, bekam ich Kasernenarrest wegen Disziplinlosigkeit. Der Dienst war sehr anstrengend, da wir sehr viel Strafoxerzieren hatten. Sonst kamen wir über Kompagnieexerzieren und Geländedienst nicht hinaus. Die Verpflegung war sehr schlecht und mit viel Soda zubereitet und meine Abendportion wurde mir wiederholt von Kameraden gestohlen. Häufig gab es nachts plötzliche Untersuchungen nach Geschlechtskrankheiten, wobei wir aus den Betten gerissen wurden und uns Sturmführer Gerhard, ein Mann, der als Homosexueller bekannt war, unter dem Gelächter der umstehenden Sanitäter untersuchte. Zu Weihnachten 1934 stellte das Regiment für jeden Österreicher 10 RM zur Verfügung und wir sollten uns etwas dafür wünschen. Ich bat, den Betrag der Winterhilfe zur Verfügung zu stellen, weshalb mich Sturmführer Stolz zurecht wies und mein Benehmen als Sabotage bezeichnete. Ich war mit meinen Nerven sehr heruntergekommen und litt an heftigen Kopfschmerzen, weshalb ich mich an das Lazarett wandte. Dort bezeichnete mich Gerhard als Drückeberger und schrieb mich diensttauglich. Erst, als mich am Weihnachtsabend Kameraden fast bewusstlos ins Lazarett brachten, wurde ich krankgeschrieben. Ich musste aber täglich um 7 Uhr aufstehen und den Fußboden und die Treppen scheuern und die Urinaläser waschen. Nach einer Woche entliess man mich, obwohl die Schmerzen sich kaum gebessert hatten. Ich schrieb ein Gesuch an das Regiment und bat um meine Entlassung, obwohl ich nicht wusste, was ich dann beginnen sollte. Das Gesuch wurde abgelehnt, ebenso ein solches an den Gruppenführer Dietrich. Ich war darüber sehr deprimiert und trug mich mit Selbstmordgedanken. Ich wandte mich mit einem Gesuch an die geheime Staatspolizei, aber es wurde abgelehnt. Ein Scharführer Nissl, der mein Gesuch behandelt hatte, sagte mir, ich sei nicht politisch zuverlässig, da ich 5 Jahre an einem katholischen Gymnasium war (dieses ging aus einem Lebenslauf, den ich abgeben musste, hervor). Wenige Tage später sagte Truppführer Geiger, »er würde mir in die Schnauze schlagen, wenn er noch einmal Staub auf meinem Schrank finden würde«. Am Abend traf ich Geiger in der Torwache. Ich sprang sofort auf ihn zu, schlug ihn

zu Boden und zog sein Seitengewehr. Die Wache überwältigte mich und brachte mich in den Arrest. Ich bekam nur 3 Tage Ehrenhaft. Standartenführer Reich liess mich rufen und sich von mir den Fall erklären. Er versprach mir mit Handschlag, dass keine Eintragung in meine Stammrolle erfolgen würde. Als ich einige Zeit später meine Stammrolle sah, war darin eingetragen: »Drei Jahre Beförderungsverbot. 3 Tage Arrest wegen tätlichen Angriffs auf Vorgesetzte vor der Mannschaft unter Waffen.« Ich bat um Richtigstellung, da Ehrenhaft keine Strafe sei, wurde aber abgewiesen. Ich schrieb nun noch ein Entlassungsgesuch an Staf. Reich, das endlich bewilligt wurde. Gruppenführer Dietrich beförderte mich unter Überspringung eines Dienstgrades zum Oberscharführer. Ich hatte inzwischen ein Aufnahmegesuch an das 2. Bataillon SS geschrieben, dieselbe Truppe in Dachau, die wir ausgebildet hatten und die seit kurzer Zeit aktiviert worden war. Ich wurde aufgenommen und verliess die Leibstandarte am 1. März 1935.

(Schluss folgt im nächsten Heft.)

Bücher, die Sie kennen müssen!

Die deutsche Bartholomäusnacht

14.—16. Tausend

Die Darstellung
des blutigen 30. Juni 1934
zugleich die Geschichte des Hit-
lersystems in den Jahren 1933
und 1934 von

Dr. Otto Strasser

Ein Buch, gleichermassen fesselnd
durch seine eindringliche Darstel-
lungskraft, wie durch seine ge-
schichtliche Bedeutung.

Preis: brosch. 4.50 sfr., gebunden
6.- sfr.

Verlag: Reso-Verlag, Zürich.

Auslieferung: Oprecht & Helb-
ling, Zürich, Rämistrasse 5.

Aufbau des Deutschen Sozialismus

Zweite vermehrte und ergänzte Auflage 4.—6. Tausend.

Der Bauplan des Deutschland von Morgen und der
Europäischen Föderation

von

Dr. OTTO STRASSER

Die einzige konstruktive Darstellung des Inhalts und der Formen,
denen die Entwicklung in Deutschland zusteuert, das grosse Zielbild
eines neuen Deutschland und eines neuen Europa!

Preis: brosch. 3.50 sfr., geb. 4.50 sfr., für die Č.S.R. brosch. Kč 25.-

Verlag und Auslieferung Č.S.R.: Heinrich Grunov, Prag I.

Auslieferung für alle übrigen Länder: Oprecht u. Helbling, Zürich

Wohin treibt Hitler?

1.—3. Tausend

Darstellung der Lage u.
Entwicklung des Hitler-
systems in den Jahren
1935 und 1936 von

Dr. Otto Strasser

Ein Buch, unentbehrlich für jeden
Zeitgenossen, der die Gegenwart
verstehen und die Zukunft er-
kennen will.

Preis: brosch. 3.- sfr., geb. 4.- sfr.
für die Č.S.R. brosch. Kč 18.-.

Verlag und Auslieferung Č.S.R.:
Heinrich Grunov, Prag I.

Auslieferung sonst: Oprecht
und Helbling, Zürich.

Die Dritte Front

Grüne Hefte

zur Europäischen Politik

Herausgegeben von

Dr. Otto Strasser

Juden als
Austro-Nazis

Henleins
30. Juni

Deutschland und das Kolonial-Problem

Achtung, Traumwandler! Anti-Komintern-Bund
Nicht stürzen!! gegen Völkerbund

3 Kč - 3 frs.

60 gr. - 0.60 sfr.

Heft 8

1. Januar 1938

Geständnisse eines Gestapo-Mörders

Ein grauenvoller Tatsachenbericht aus dem Hitlersystem.

(Schluss aus vorigem Heft.)

In Dachau erhielt ich den Auftrag, die Offiziersanwärter, die Ende April in die Offiziersschule Tölz und Braunschweig kommen sollten, auszubilden. Hier waren die Aspiranten ebenfalls Leute, die erst kurze Zeit in der SS waren. Ich nenne nur die Namen Reichel, Reder, Herzig und Paukner. Als ich den Kursus zur vollsten Zufriedenheit des Bataillon-Kommandeurs beendet hatte, wurde ich der 5. Komp. als Gruppenführer zugeteilt. Die Züge wurden von jungen Sturmführern geführt, die eben aus der Offiziersschule kamen, von denen besonders der 20jährige Sturmführer Molt ständig an mir etwas auszusetzen hatte. Die Kompanieführer, Polizeioffiziere in SS-Uniformen, wechselten alle paar Wochen. Das Bat. führte Obersturmbannführer Demmelhuber, bisher Polizeioffizier in München. Sein Adjutant war Obersturmführer Wolfeseder, ebenso ein Polizeioffizier. Wolfeseder liess sich einmal von mir die Rangabzeichen der SS erklären und sagte mir dabei, dass er von Aufbau und Gliederung der SS keine Ahnung habe. Alle Offiziere trugen den Ehrenwinkel der SS, ein Abzeichen, das nur SS-Leute tragen durften, die schon lange vor der Machtübernahme in der Bewegung tätig waren. Als mir bei der Leibstandarte der Ehrenwinkel verliehen wurde, hatte ich mich geweigert, ihn anzulegen mit der Begründung, er habe seinen ideellen Wert verloren, dass er ehrenhalber an Leute verliehen wurde, die erst 1933 oder 1934 in die Partei und SS gekommen waren. Ich wurde erst durch dienstlichen Befehl und Drohung mit strengster Bestrafung dazu gezwungen, ihn zu tragen. Das Offizierskorps beim 2. Bat. war ebenso wie das der Leibstandarte. Sie betranken sich in Dachauer Lokalen oder in dem neu eingerichteten Casino und ich sah wiederholt betrunkene Offiziere im

Morgengrauen mit einem Stiefel oder ohne Mütze über den Kasernenhof torkeln, z. B. die Sturmführer Molt, Krick, Polletin, Sporn. Der Bat.-Arzt war bekannt (Dr. Krings) wegen seiner Trunkenheitsexzesse. Als ich einmal zum Baden ins Lazarett ging, kam er mir betrunken entgegen. Er hatte sich selber die Sterne vom Kragen gerissen, stand vor mir stramm und machte Meldung. Einmal brachte Krings einen Bandwurm, den er einem SS-Mann abgetrieben hatte, ins Offizierskasino zum Mittagessen mit. Man balgte sich darum und warf sich gegenseitig Stücke von ihm in die Suppenteller. — Die Ausbildung ging nicht vorwärts und die Leute machten nur widerwillig Dienst. Einmal erschien Gruppenführer Rodenbücher, der Leiter des österreichischen Flüchtlingshilfswerkes. Er hielt vor dem ganzen Bat. eine Ansprache, in der er auf Treue und Verlässlichkeit dieser Truppe am 30. Juni 1934 hinwies und sagte, dass in diesem Bat. ein paar Männer seien, die etwas vollbracht hätten, was einzig dastehe und die ihre Treue hervorragend bewiesen hätten. Nach Schluss seiner Rede trat er zu jedem einzelnen von uns, die wir damals am 30. Juni dem Exekutionskommando angehört hatten, und schüttelte uns vor allen Leuten die Hand. Ich schrieb an Rodenbücher ein Gesuch und bat ihn, mir zu ermöglichen, dass ich an der Münchner Universität weiter studieren könne. Standartenführer Feil, ein Mann, der, als ich in Linz war, dort den Sozialdemokratischen Lehrerbund geführt hatte und nun als Leiter der SS-Sammelstelle einer Unterorganisation des Hilfswerks in München war, versprach mir, mich bis zur Bewilligung meines Gesuchs in seiner Kanzlei zu beschäftigen. Ich nahm in Dachau meinen Abschied. Der Arzt hatte mich noch vorher hochgradig nervenkrank geschrieben und fuhr wenige Tage später nach München. Feil empfing mich nicht mehr und liess mir sagen, dass die Stellung schon anderweitig besetzt sei. Ich stehe nach meiner Entlassung nunmehr in der Betreuung des Flüchtlingshilfswerks und müsse sofort in das SS-Lager Waichenfeld in Oberfranken einrücken. Ich fuhr nach Waichenfeld und meldete mich beim Lagerführer Sturmführer Reder, der mich vom Arzt krankschreiben liess, mich auf die Schreibstube abkommandierte, wo ich Kartothekkarten zu schreiben hatte. Das Lager bestand aus ungefähr 100 SS-Männern, die für den aktiven Dienst nicht tauglich waren. Sie alle warteten auf Vermittlung von Arbeit und exerzierten inzwischen unter dem Kommando von zwei jungen Sturmführern. Wir wohnten in einem kolsterartigen Gebäude, das erst halbwegs eingerichtet werden musste. Mit 50 Mann zusammen schlief ich auf dem Dachboden in elenden Betten. Die Verpflegung war sehr schlecht und wenig, und wir erhielten 21 RM Monatslohnung. Als Gruppenführer Rodenbücher einmal zur Inspektion kam und auf meine Bitte um Bewilligung des Studiengesuches antwortete, ich müsse erst einmal ein ordentlicher Soldat werden, brach ich mit meinen

Nerven zusammen. Ich zerriss meinen SS-Ausweis, warf ihn ihm vor die Füße, schrie, ich sei ein Reaktionär und bat um meine Verhaftung und Verwahrung in einem Konzentrationslager. Rodenbücher liess mich eine Nacht unter Bewachung einsperren und nahm mich am nächsten Tag in seinem Auto nach Berlin mit. Ich bekam 14 Tage Erholungsurlaub. In dieser Zeit wandte ich mich an das abessinische und italienische Konsulat und bat um Einstellung als Freiwilliger in einer der beiden Armeen. Ich wurde abgewiesen und irrte planlos in Berlin umher. Ich hatte kein Geld und schlief im Tiergarten auf einer Bank, wurde von einem Polizisten festgenommen, aber wieder laufen gelassen. In der Siegesallee brach ich mit einem Weinkrampf zusammen. Passanten halfen mir zu einer Bank, ein Herr sammelte in einem Hut Geld für mich. Ich riss mich los und rannte davon. Nach 14 Tagen meldete ich mich in der Viktoriastrasse beim Flüchtlingshilfswerk, wie Rodenbücher mir befohlen hatte. Dort sassen SS-Oberführer Rauter, der ehemalige Stabschef Starhembergs und SS-Oberführer Kammerhofer, der steierische Heimatschutzführer. Beide waren 1933 zur NSDAP übergetreten und nach Deutschland geflohen. Ich musste mich bei Rauter melden, mit dem ich sofort in Konflikt kam, als er mir un-SS-mässiges Verhalten ihm gegenüber vorwarf und ich ihm antwortete, dass er von der SS doch selber keine Ahnung habe. Ich bekam noch etwas Geld und noch ein paar Tage Urlaub. Am nächsten Tage wurde ich in meinem Pensionszimmer in der Pension Lützow von 2 SS-Männern verhaftet und im Auto zum Hilfswerk gebracht, wo ich sofort in die psychiatrische Klinik geschafft wurde. Meine Einwände waren erfolglos, ebenso meine Fragen, warum und auf wessen Befehl ich hier sei. Ich wurde in einen vergitterten Saal mit 9 Geisteskranken zusammen gesperrt. Es waren Paralytiker, Paraloiker und Leute, die an ekelhaften Sexualkomplexen litten. Nach mehreren Tagen erst unterzog man mich einer Untersuchung und machte Wassermannsche Proben und Intelligenzprüfungen. Als ich den Oberarzt fragte, wie lange ich hier bleiben müsse, antwortete er mir: »6 Wochen bis 2 Jahre.« Als nach 4 Wochen Gruppenführer Rodenbücher kam und mich in seine Kanzlei mitnahm, war ich schon völlig apathisch geworden. Rodenbücher entschuldigte sich bei mir wegen meiner Behandlung, bat mich, nicht über diese Zeit zu sprechen und stellte mich in seinem Büro als Schreiber an. Er riet mir, wegen meines Nervenzustandes ein Entlassungsgesuch aus der SS zu schreiben, was ich auch tat. Endlich am 7. Oktober 1935 wurde mein Studiengesuch bewilligt. Ich fuhr nach München und belegte das Wintersemester an der Akademie der bildenden Künste.

Ich unterstand in München natürlich weiter dem Hilfswerk und mein unmittelbarer Vorgesetzter war ein Pq. Scheffler,

der in der Kanzlei des Studentenwerks in der Universität sass und die Befürsorgung sämtlicher österreichischen Flüchtlingsstudenten hatte. Wir bekamen vom Flüchtlingshilfswerk Berlin monatlich 96 RM, davon 60 RM in bar, den Rest in Essenkarten für die Mensa. Von diesen 60 RM mussten wir also Miete, Wäsche, Bekleidung, Lehrmittel usw. bestreiten. Scheffler zahlte uns dieses Geld aus und war auch sonst zuständig für Gesuche und Beschwerden, die er an das Hilfswerk weiterzuleiten hatte. Ausserdem unterstand ich noch als SS-Angehöriger der SS-Sammelstelle in München, einer Unterorganisation des Hilfswerkes, in der die SS-Leute zusammengefasst wurden und die direkt Rodenbücher unterstand. — Im November 1935 bekam ich nun ein gestempeltes Schreiben von Rodenbücher, in dem folgendes stand: »An den SS-Oberscharführer Erasmus Reichel Nr. 1209:

1. Ich entlasse Sie mit 1. Dezember 1935 aus der SS.
2. Grund Ihrer Entlassung ist Ihre Ungeeignetheit.«

Der Reichsführer hatte schon vor längerer Zeit eine Bestimmung herausgegeben, laut der SS-Angehörige mit einer Nummer unter 15.000 nur von ihm aus der SS entlassen oder ausgestossen werden konnten. Wir nannten diese Bestimmung unter uns »Das Denkmalschutzgesetz«. Entlassung war ausscheiden in allen Ehren, z. B. wegen Krankheit oder aus beruflichen Gründen. Ausstossung war unehrenhaft, im Kanzleigebrauch der SS hiess »Ungeeignetheit« politische Unzuverlässigkeit. Ich schrieb nun auf dem Dienstwege über die Sammelstelle an Rodenbücher, dass erstens nur Reichsführer Himmler, an den ich ja auch mein Entlassungsgesuch gerichtet hatte, für meine Entlassung zuständig sei. Ausserdem dass ich mich gegen den Passus »ungeeignet« sehr verwahre. Als ich keine Antwort erhielt, schrieb ich an den Reichsführer persönlich und bat nochmals um meine Entlassung. Die übrigen Flüchtlingsstudenten, ungefähr 40 an der Zahl, waren meist erst kurz vor der Machtergreifung oder im Verlauf dieser zur Bewegung gekommen. Nur ein paar alte Parteigenossen und SS-Männer, die ich schon früher gekannt habe, waren dabei und mit denen blieb ich weiter in Verbindung. Es waren dies der SS-Unterführer Gilbert Mocker, den ich aus Wien noch kannte, der SS-Hauptscharführer Albert Hagmüller, der in Wien und später bei der Leibstandarte mit mir zusammen bei der SS war, der Hauptscharführer Schaching, den ich noch aus Kremsmünster kannte, und der Rottenführer Schuster. Von den anderen hielt ich mich möglichst fern. Zwischen altgedienten Parteigenossen und denen, die erst bei der Machtergreifung zu uns gekommen waren, bestand schon von vornherein Misstrauen, ausserdem hatten die Leute vielfach tschechische Namen, erzählten viel von ihren Kampferlebnissen, die sie niemals gehabt hatten und vertraten in der Mensa oder im Hörsaal einen seichten akademischen Ton in einer Mischung von

Landsknechtsallüren und Comment, der mir nicht entsprach. Mein abgesondertes Verhalten gab nun bald zu Intrigen und Denunziationen Anlass. Der SS-Man Smerdu, der wegen Kameradschaftsdiebstahl einige Zeit im SA-Straflager Lechhausen verbracht hatte und nun gern das grosse Wort führte, drohte mir wiederholt, er werde mich wegen Unkameradschaftlichkeit beim Hilfswerk anzeigen. Die SA-Männer Kochseder und Bürger sagten mir, sie würden mir schon das Genick brechen usw. Grund dazu gab ihnen, dass ich sie nicht zuerst grüsste, mich nicht in ihren Bierlokalen zeigte, kein nationalsozialistisches Abzeichen trug oder ihre Reden über bewaffneten Aufstand und Einmarsch in Österreich als leeres Geschwätz abtat. — Rodenbücher hatte mir in Berlin schon gesagt, er würde mich in ein Konzentrationslager oder zum Arbeitsdienst bringen, wenn ich mein Studium nicht zur vollsten Zufriedenheit ausfülle. Scheffler wiederholte die Warnung nachdrücklich, besonders als er von dem Leiter der Studentenabteilung des Hilfswerkes, Schützenhofer, den Auftrag bekam, sein Augenmerk ganz besonders auf mich zu richten. Schützenhofer war früher beim Heimatschutz und ich kannte ihn noch aus Linz her, wo er unsere Versammlungen wiederholt mit seinen Truppen zu sprengen versuchte und häufig als Gegenredner auftrat. Bei einer Versammlung in Gmunden in Oberösterreich hatte er unseren Redner Manfred v. Rippentrop gehohlet und war deshalb von uns in Linz in meinem Beisein auf der Strasse sehr verprügelt worden. Kurz vor der Machtübernahme war er zur SS übergetreten, wo er rasch avancierte und nun Referent für Studentenfragen im Hilfswerk Berlin war. Seine Mitarbeiter, die Pg. Polzer und Geyer, waren ebenfalls ehemalige Heimatschutzleute aus Graz, von deren gehässigen Haltung gegen den Nationalsozialismus viel die Rede war. Vom Hilfswerk kam ein Brief, in dem Scheffler mitgeteilt wurde, er möge mich verwarnen, da ich mein Studium vernachlässige. Auf wessen Denunziation dieser Brief geschrieben wurde, konnte ich nicht feststellen. Mein Studium machte sehr gute Fortschritte und Scheffler war selber erstaunt über das Schreiben. Nun kamen wiederholt Meldungen an Scheffler, in denen ihm mitgeteilt wurde, man habe mich in einem Café gesehen, in der Oper usw. Scheffler stellte mich zur Rede und sagte, solcher Luxus käme für einen armen Flüchtling nicht in Frage, ich solle froh sein, dass ich auf Staatskosten studieren und als Gast in Deutschland leben dürfe. — In dieser Zeit traf ich einige Kameraden, die mit mir seinerzeit dem Exekutionskommando am 30. Juni 1934 angehört hatten. Sie alle warnten mich, ich solle ja auf der Hut sein und mich in keiner Weise politisch betätigen, da wir alle, die man uns am 30. Juni eingesetzt hatte, über kurz oder lang selber erschossen würden. Nun war mir schon vorher aufgefallen, dass ein paar von jenen

Leuten auf ganz subalternen Posten gerückt waren, aus der SS ausgeschieden oder ausgeschlossen wurden und allmählich verschwanden. Z. B. Sturmführer Kleeweiss wurde einer geringfügigen Sache wegen aus der SS ausgeschlossen. Ich traf ihn in Berlin, wo er arbeitslos in Zivil herumlief und bald wieder aus meinem Gesichtskreis kam. Einige Zeit später hörte ich, Kleeweiss sei erschossen worden. Ich bat einen Mann von der Leibstandarte, der nun in der Gestapo war, er solle doch in dieser Sache nachforschen, und er erzählte mir nun, er habe in der Gestapo eine Akte liegen sehen über einen Mann, der einen Motorradunfall gehabt habe, bei dem ein Gerichtsarzt aber Schusswunden am Hinterkopf feststellte. Die Personalbeschreibung passte genau auf Kleeweiss. — Ebenso erlitt Scharführer Willy Garbe, der in Berlin am 30. Juni eine Rolle gespielt hatte, einen »Motorradunfall« und später erzählten mir die Leute aus seiner Kompanie, er sei erschossen worden. — Auch Sturmführer Kaiser (seinen Fall erwähnte ich im Zusammenhang mit dem Wirt vom »Bratwurstglöckl«) war als Kompanieführer abgesetzt worden und war nun in irgendeinem zivilen Flüchtlingslager. Als ich ihn einmal traf, warnte er mich sehr eindringlich, ich solle nie von meiner damaligen Tätigkeit sprechen. Es hiess, wir alle stünden auf einer Liste, die bei der geheimen Staatspolizei liege, mein Name stünde an 7. Stelle. Ich wurde nun doch aufmerksam und wandte mich an zwei Bekannte, Österreicher, die in der Gestapo in München waren; beide sagten mir, meine Befürchtungen bestünden durchaus zu Recht. Sie hätten über mich im Wittelsbach-Palais einen ganzen Stoss Akten, seien aber eidlich gebunden und könnten mir nicht mehr sagen, sondern mich nur warnen. So stand ich also zwischen zwei Fronten: Auf der einen Seite die Gestapo, auf der anderen das Hilfswerk, das ständig mit Konzentrationslager drohte. Vor den Sommerferien 1936 erschien Schützenhofer und befahl, ich müsse den Sommer über in ein Lager einrücken, wo ich politisch geschult werden solle. Ich weigerte mich und rückte nicht ein. Rodenbücher gab endlich den Befehl, mich während der Ferien zu keinem Dienst heranzuziehen. Scheffler war inzwischen wegen riesiger Unterschlagungen abgesetzt worden und nun machte Rodenbücher uns dafür verantwortlich, wir hätten dadurch, dass wir Scheffler auf leere Formulare Unterschriften gaben, in die er dann Beträge einsetzte, zu diesem Betrug verholten. Wir verteidigten uns damit, dass Scheffler, der unser unmittelbarer Vorgesetzter war, uns einfach angeschrien hätte, wenn wir zögerten, solch einen Schein zu unterzeichnen. Er war Vertreter des Hilfswerkes und so hatten wir eben seinen Anordnungen zu gehorchen. Die Unterschlagung, die

in die Tausende ging, betraf natürlich die Unterstützungsgelder, die uns ausbezahlt werden sollten. Schefflers Nachfolger wurde ein Pg. Ruland. Die Beschwerden und Anwürfe gegen mich häuften sich in unerträglichen Massen. Bald hiess es, ich sei homosexuell, bald wieder, ich hätte Verhältnisse mit Dirnen, mein Landsmann, der SS-Rottenführer Holzer, nannte mich vor mehreren Zeugen »einen Reaktionär und Verräter«. Meine Zimmerfrau erzählte mir, zwei Herren seien bei mir gewesen und hätten sich genauestens nach meinen Lebensgewohnheiten erkundigt, ihr aber aufgetragen, zu schweigen — und dergleichen mehr. Meine drei Kameraden, Schaching, Schuster und Schuseck, die ich bereits oben erwähnte, hatten im Café Annast einen kleinen belanglosen Zusammenstoss mit anderen Gästen (es war die übliche Anpöbele, der man als Österreicher ja so oft in München ausgesetzt war). Alle drei wurden von der Polizei festgenommen, zum Polizeipräsidenten SS-Gruppenführer v. Eberstein gebracht und von diesem unter Ausschluss aus der SS zu 3 Monaten Konzentrationslager Esterwegen verurteilt. Alle drei erhielten, als sie nach drei Monaten nach M. zurückkehrten, vom Polizeipräsidenten Eberstein eine Photographie mit den »besten Wünschen für ihre Zukunft«. Eine Rehabilitierung, soweit diese nach bereits verbüsster Konzentrationslagerschaft überhaupt möglich ist, erfolgte nicht. Diesen Fall stellte mir Ruland als Beispiel hin: »Sie sind der nächste, den wir hinter den Draht bringen.« meinte er, ich hätte keinerlei Ansprüche zu stellen und solle vielmehr froh sein, dass ich überhaupt studieren dürfe. Mein Einwand, dass ich ja nicht Ruhm und Ehre für meine frühere Parteitätigkeit fordere, sondern nur die Gerechtigkeit verlange, für die wir Nationalsozialisten doch immer gekämpft hätten, blieb unbeachtet. Ich traf zufällig den Sturmführer Smutting, der aus Berlin kam und sich sehr wunderte, dass ich in Freiheit war. Im Hilfswerk hatte man ihm dort erzählt, ich sei wegen Säuerwahnsinn in einer Anstalt interniert. Mein bereits erwähnter Kamerad Hagmüller stellte fest, dass beim Hilfswerk in Berlin unsere Konten monatlich mit 105 RM belastet wurden, während wir in München durch das Studentenwerk nur 96 RM monatlich ausbezahlt bekamen. Es kam zu einer erregten Aussprache in der Gegenwart Rodenbüchers und aller 40 Flüchtlingsstudenten, in deren Verlauf Sturmführer Mocker und Hauptscharführer Hagmüller energisch Aufklärung über den Verbleib des Differenzbetrages forderten. Es stellte sich nun heraus, dass das Hilfswerk Berlin dem Studentenwerk München mehrere tausend Mark schuldete und das Studentenwerk München nun diese Schuld durch kleine monatliche Abzüge von unserem geringen Wechsel hereinzubringen suchte. Mocker und Hagmüller, die den Vorwurf der Unehrllichkeit gegen die Verantwortlichen erhoben, wurden von Rodenbücher vom Studium enthoben und »zwecks

militärischer Ausbildung« in das Hilfswerklager Ranis in Thüringen geschickt. Wir erhielten nun monatlich 105 RM, wodurch zwar bewiesen wurde, dass die beiden Verurteilten im Recht waren, sie aber trotzdem in Ranis verblieben. Hagmüller, der kurz vor seiner Promotion zum Diplomingenieur stand, verliess in einer Gemütsdepression das Lager und trat in eine Baufirma in Bayreuth als Hilfsingenieur ein. Wenige Tage später wurde er von Angehörigen der Gestapo vom Bauplatz verhaftet und in das Konzentrationslager Oranienburg gebracht. — In dieser Zeit erhielt Ruland vom Hilfswerk die Nachricht, er solle mir mitteilen, dass ich auf Befehl Rodenbüchers wieder in die SS einzutreten habe. Dagegen weigerte ich mich, ebenso gegen die Anordnung, dass ich dem nationalsoz. Studentenbund beitreten müsse. Unser Hochschulgruppenführer des NSDSTB Theo Kempkes war erst nach der Machtergreifung in die Bewegung gekommen und lebte, obwohl er verheiratet war, in einem illegalen Verhältnis mit einer Studentin. Das Hilfswerk griff nun zu Repressalien und verlangte von mir »aktive politische Tätigkeit« und stellte im entgegengesetzten Falle meine sofortige Einlieferung in ein Konzentrations- oder Arbeitsdienstlager in Aussicht. Zu dieser Zeit war es nun meinem Vater durch persönliche Verbindung gelungen, für mich eine Amnestie zu erwirken, die mir die Rückkehr nach Österreich ermöglichen sollte. Ich schrieb nun ein Gesuch an das Hilfswerk, teilte ihm meine Amnestierung mit und bat um meine sofortige Entlassung. Ich erhielt die Nachricht, dass meine Entlassung von einem Bescheid der geheimen Staatspolizei über mich abhängig sei und dieser erst eintreffen müsse. Wenige Tage später bekam ich ein Schreiben vom Hilfswerk, in dem mir Gauleiter Scharnitzer mitteilte, dass ich keinesfalls nach Österreich zurückkehren dürfe und weitere diesbezügliche Gesuche nutzlos seien. Gleichzeitig erhielt ich eine Vorladung von der geheimen Staatspolizei, Abt. 2/Ic ö (Österreich). Ich wurde 2 Stunden lang verhört, wieso und warum ich amnestiert worden sei, durch welche Verbindung und so weiter. Man fragte mich, ob ich während meines 4jährigen Aufenthaltes in Deutschland gut behandelt worden sei oder ob mir Ungerechtigkeiten widerfahren seien. Meine Aussagen wurden zu Protokoll genommen. Ich musste meinen Flüchtlingspass abgeben und nun teilte mir ein Beamter mit, dass ich aus dem Flüchtlingshelfswerk entlassen sei, nicht mehr unter dem Schutz der Partei stehe und nach Österreich fahren dürfe. Vor meiner Entlassung wurde ich noch gewarnt, in Österreich über meine Erlebnisse in Deutschland zu sprechen. Ich musste nun, da ich noch immer tschechischer Staatsbürger war, an das Bundeskanzleramt in Wien ein Gesuch um Aufenthaltsbewilligung schreiben. Als ich von der geheimen Staatspolizei nach Hause kam, fand ich die Nachricht vor, dass Österreich mir die Einreisebewilligung nicht

erteile. Am Abend erschien bei mir Sturmführer Mocker, der inzwischen aus Ranis entlassen worden war und sich als Bauingenieur selbständig gemacht hatte und dieser teilte mir sehr erregt mit, dass gegen Hagmüller, der noch immer in Oranienburg sass, die Anklage wegen Parteiverrats gemacht worden sei. (Er war bereits seit längerer Zeit in der Abteilung der politischen Schwerverbrecher, mit geschorenem Kopf usw.) Der Parteiverrat wurde darin gesehen, dass Hagmüller für sich ein Tagebuch geführt hatte. Die Gestapo hatte nun auch unter Hagmüllers Sachen Briefe von mir gefunden und ich hatte bis vor wenigen Tagen noch mit Hagmüller korrespondiert. Mocker, der gute Verbindung zur Gestapo hatte, sagte mir nun, dass alle Bekannten Hagmüllers verhaftet würden und ich sofort alle erhaltenen Briefe verbrennen und beizeiten verschwinden solle.

Ich wusste, was mir bevorstand, wenn ich blieb. Das österreichische Konsulat gab mir die Durchreiseerlaubnis auf 24 Stunden nach Ungarn. Als ich nach Hause kam, um meine Koffer zu packen, fand ich eine neue Vorladung zur Gestapo vor.

Der nächste Zug brachte mich über die Grenze.

Jüdischer Anwalt für Gestapo-Mörder

Rechtsanwalt Dr. Hermann Löw
Wien I, Herrngasse 21

Herrn

Dr. Otto Strasser,
per Adresse Verlag und Redaktion
»Die Dritte Front« Heinrich
Grunov

Prag 47
Postschliessfach 83

Wien, 27. November 1937.

Im Vollmachtenamen meines Mandanten des Herrn Erasmus Reichel bringe ich Ihnen Folgendes zur Kenntnis.

In der von Ihnen herausgegebenen Zeitschrift »Die Dritte Front«, grüne Hefte zur Europäischen Politik, Heft Nr. 7 vom 15. November 1937, ist unter dem Titel »Geständnisse eines Gestapo-Mörders« ein grauenvoller Tatsachenbericht aus dem Hitlersystem ein Artikel erschienen.

Als Autor wird mein Mandant Herr Erasmus Reichel bezeichnet.

Der Artikel ist das literarische Produkt meines Mandanten, der es Ihnen nicht zur Veröffentlichung übergeben hat. Dieses literarische Produkt kann Ihnen daher nur auf dem Wege zugekommen sein, dass unbefugterweise Abschriften oder Fotografien hergestellt worden sind. Ich kann lediglich vermuten, dass es sich um Abschriften handelt und schliesse dies aus der Tatsache, dass in dem Artikel speziell am Anfang gewisse Ausdrücke vorkommen, die nicht aus der Feder meines Mandanten stammen.

Durch die Veröffentlichung haben Sie sich eines Eingriffes in die Urheberrechte schuldig gemacht. Es ist aber auch ein strafbarer Tat-

bestand dadurch vorhanden, dass Sie nur im Wege eines nach den Strafgesetzen verpönten Vorganges sich in den Besitz des Artikels gebracht haben können.

Da Sie eine Fortsetzung des Artikels in Aussicht nehmen, verbiete ich Ihnen namens meines Mandanten eine weitere diesbezügliche Veröffentlichung. Ich fordere Sie ferner auf, sofort die vorhandenen Exemplare der Zeitschrift, in der sich der inkriminierte Artikel befindet, an mich auszufolgen, oder aber in Gegenwart eines von mir namhaft zu machenden Vertrauensmannes zu vernichten, die bereits ausgegebenen Exemplare aus dem Verkehr zu ziehen und die Ihrer Mitteilung nach bereits vorbereitete Fortsetzung mir auszufolgen, widrigenfalls ich mich genötigt sehen würde, mit allen gesetzlichen Mitteln gegen Sie vorzugehen.

Gleichzeitig ersuche ich Sie, mir Vorschläge zu erstatten, wie Sie den Schaden, den Sie meinem Mandanten durch Ihre unbefugte dem Urheberrecht zuwiderlaufende Veröffentlichung zugefügt haben, gutzumachen gewillt sind.

Bei der Veröffentlichung scheinen Sie sich auch keine sonderlichen Gedanken gemacht zu haben, dass Sie das Leben dritter Personen durch derartige Veröffentlichungen gefährden.

Ich erwarte Ihre Mitteilung bis spätestens Dienstag, den 30. November 1937, wobei ich bemerke, dass bis zu diesem Zeitpunkt die Antwort bei mir eingelangt sein muss.

Hochachtungsvoll Dr. Löw.

*

Diese Veröffentlichung stellt die ultimativ geforderte »Antwort« dar. —